

Manuel Maçores

Autor(en): **Coelho, Trindade**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **38 (1958-1959)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MANUEL MAÇORES

VON TRINDADE COELHO

Es war kurz nach Mittag. Manuel Maçores, der den ganzen Morgen gepflügt hatte, trieb nun die Ochsen auf einen Wiesenhang seines Herren in der Nähe des Flusses.

Man sah, wie sich der Fluß da unten zwischen Weidenbüschen blau dahinschlängelte — blau wie der Himmel droben, den keine einzige Wolke trübte. Maçores, der an einer Schlinge zum Vogelfangen herumknüpfte, schlenderte langsam und geistesabwesend hinter seinen Ochsen daher, ganz in Gedanken verloren an das schreckliche Geschehen des Vortages, den Tod des José Candana, des alten Ziegenhirten des Hauses. Der war im Morgengrauen des vergangenn Tages auf geheimnisvolle Weise in seiner Binsenhütte umgebracht worden, hier ganz in der Nähe.

«Der Kerl, der den Alten umbringen konnte, muß überhaupt kein Herz im Leib gehabt haben», dachte Maçores. Und im Geiste des Burschen, der sich immer nur mit einfachen Dingen beschäftigt hatte, wuchs die Vorstellung von dem Ende des armen Hirten geradezu ins Ungeheuerliche. Die Erinnerung, wie er mit seinem weißhaarigen, ganz zerschmetterten Kopf, das Gesicht nach unten gekehrt, auf dem Binsenlager hingestreckt, gelegen hatte, erfüllte ihn mit Entsetzen und lag wie ein Alpdruck auf ihm.

«Wer konnte nur etwas so Scheußliches getan haben? Wer nur?», dachte der Bursche. «Der arme, alte Candana!»

«Was für eine Feigheit, einen alten Menschen umzubringen, um ihm das bißchen, was er besaß, aus dem Futtersack zu rauben, der überdies leer gewesen zu sein scheint», sagte Maçores, von Mitleid erfüllt, vor sich hin. Und da er ein Freund des Toten gewesen, wie übrigens das ganze Dorf, beraubte der Mörder, wer immer es gewesen sein mochte, ihn und die andern vor allem auch der Freundschaft des Alten, der vielen Geschichten, die nur er zu erzählen wußte, der Ratschläge, die er aus seiner langen Lebenserfahrung ihnen immer gegeben hatte. . . Und niemals mehr würde nun in der Messe am Sonntag seine zittrige Stimme, die alle kannten und liebten, zu hören sein, wenn sie beim Sanctus in den Chorgesang einfiel, der sich wie eine Lichtwoge ausbreitete und die ganze Kirche mit Musik erfüllte.

Ach, er erinnerte sich so gut daran, so gut. . . Als der Alte einmal krank war, blieb die ganze Messe ohne ihn eine traurige Angelegenheit; sogar die Heiligen am Altar schienen sich über die Stille zu wundern: «Ja, ist denn der José Candana am Ende krank?» — «Was mag nur sein, daß der José Candana nicht gekommen ist?» — Er erinnerte sich noch so genau daran, so genau. . .

Vor allem aber noch an jene Unterhaltung mit dem Alten vor wenigen Tagen, als er ihm mit seiner Ziegenherde am Flußufer begegnet war, den Mantel wie immer über der Schulter, mit seinem Hirtenstab, dem Futter sack und dem Kochtopf, einem weißbärtigen Pilgersmann gleichend, und mit seinen blauen, sanften Augen, aus denen die Güte eines Heiligen strahlte — vor allem diese Unterhaltung, die drängte sich jetzt in seiner Erinnerung vor.

«Das laß dir von mir gesagt sein, mein Junge», warnte ihn der Alte, «geh den Versuchungen mit Frauen aus dem Weg. Wenn es schon sein muß, so ist's noch am besten, du heiratest.»

«Das würde ich gleich tun, Gevatter José», erinnerte er sich, ihm geantwortet zu haben. «Aber wie kann ich denn zum Vater hingehn und mit ihm darüber sprechen...»

«Wenn du nicht selber hingehen willst, so schick einen, der für dich spricht. Wofür hat man denn Freunde?» erwiderte der Alte.

«Ja schon», entgegnete er. «Aber der Vater ist reich, und ich bin ein armer Teufel.»

Da antwortete der Hirte: «Ach was, reich! In der Gnade Gottes sind wir alle reich und nur dieser Reichtum ist wichtig. Den andern laß bei Seite und geh mir weiter mit Sprüchen von Ehre und Schande wegen reich und arm. Dir braucht kein Vater eine Tochter abzuschlagen.»

«Je nun, das sagt Ihr so!»

«Nichts ,sagt Ihr so'. Es ist wirklich so, wie ich dir sage.»

Und er erinnerte sich jetzt des feinen Lächelns des alten Hirten, mit dem er ihn geheimnistuerisch gefragt hatte: «Und wer ist denn dann das Mädchen, Manoel?»

Er hatte darauf erwidert: «Das sag ich nicht, Gevatter José. Entschuldigt, aber das sag ich nicht...»

«Recht so. Tust gut daran, daß du's nicht sagst», entgegnete der Alte. «Ist eh schon so auf der Welt, daß es eine Menge Leute gibt, die gleich mit übler Nachrede bei der Hand sind, und der Ruf der Frauen, du lieber Gott, der ist wie ein Spiegel: der geringste Hauch trübt ihn schon...»

«Diese Neigung, Gevatter José», hatte er ihm noch gestanden, «die stammt schon aus der Kinderzeit. Aber jetzt ist's so geworden, daß ich rein nicht mehr ein noch aus weiß, ich bin ganz verrückt.»

«Das sind so die Jahre», erklärte der Hirte. «Und wie steht's mit ihr?»

«Noch schlimmer, Gevatter José!»

«Schlimmer?» verwunderte sich der Alte höchlichst.

«Ja, ja. Wenn Ihr wüßtet...»

Das waren die letzten Worte gewesen, die er mit dem Alten gewechselt hatte; denn er war ihm darnach nicht mehr begegnet, und er erinnerte sich, daß er, nachdem er schon weggegangen war, noch seine liebevolle Stimme gehört hatte, wie sie ihm nochmals wiederholte:

«Geh den Versuchungen aus dem Weg, Manoel! Mach dich davon frei!»
«Ein prachtvolles Heilmittel, das ‚den Versuchungen aus dem Weg zu gehn‘», sagte sich Maçores, während er hinter seinen Ochsen über die Wiese trottete. — «Gerade im rechten Augenblick für mich!»

Da wurde der Bursche in seiner Grübelelei unterbrochen. Im Schatten einer großen Eiche lagerte ein Bettler am Wegrand.

«Seid wohl müde, armer Bruder! Woher seid Ihr denn?»

«Von weit her. Von der anderen Douroseite. Auch bin ich ein elender Krüppel», erklärte der Bettler, «und habe heute noch nichts gegessen als eine trockne Kruste Brot».

«Da seht nur zu, daß es Euch nicht geht wie dem José Candana, den man gestern früh beim Morgengrauen umgebracht hat.»

«Ja, ich hab schon davon gehört. Wer wird das nur gewesen sein?»

Maçores merkte nicht, daß der Bettler leichenblaß geworden war und antwortete nur: «Ich weiß es nicht. Wer soll das wissen? Aber der das getan hat, dem gehört die Seele aus dem Leib gerissen und den Hunden zum Fraß vorgeworfen!»

Und indem er seines Weges weiterging, sagte er noch vor sich hin: «Wie häßlich dieser Kerl doch aussah! Bei allen Heiligen, ein übles Gesicht, der Himmel mög mir's verzeihen!»

Nicht im Traum aber wäre es Maçores eingefallen, daß er da an dem Mörder des José Candana vorbeigegangen war. . .

Langsam trottete er hinter seinen Ochsen her und hatte beim Nachsinnen über seine Liebesgeschichte den Bettler gleich wieder vergessen: «Wie das nur alles so gekommen ist mit der Maria Rosa, wie nur?!»

Er konnte es sich nicht erklären, es war ihm alles gar nicht recht bewußt gewesen. Und die Tatsache, daß das Mädchen die Tochter seines Brotherrn war, einzige Tochter noch dazu, die der Vater hütete wie einen Schatz, ließ ihm diese Liebe wie einen Verrat erscheinen — und bereitete ihm Gewissensbisse. . . Außerdem würde es ihm doch niemals glücken, sie zu heiraten, auf keinen Fall solange der Vater lebte, der gegen die Tochter so übermäßig streng war und ihr immer die gleiche Predigt hielt:

«In diesem Hause gibt's nur einen Willen, den meinen. Verstanden? Und heiraten wirst du einmal den, den ich für dich bestimme!»

Wie konnte es trotzdem geschehen, daß sie ihr Herz ihm schenkte — gerade ihm? Dies Einander-gut-sein hatte sich ja schon vor langer Zeit so ganz unmerklich zwischen ihnen beiden angesponnen, ohne daß jedoch ein Wort davon über ihre Lippen gekommen wäre, höchstens die Augen verrieten's. . . Wenn sie miteinander sprachen, dann immer nur über Dinge, die den Dienst im Haus angingen — bis er sie eines Nachts in seinen Armen fand und sie sich aneinander klammerten wie nach langer Trennung bei der Rückkehr von einer großen Reise. . . Wie ein Traum schien ihm dies alles, auch jetzt noch, und auch ihr. . . «Aber wie ist denn das gekommen?!» hatte ihn damals das Mädchen gefragt.

«Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht! Gott hat's wohl geschickt», war seine Antwort gewesen.

Durch eine Unachtsamkeit wurde das Geheimnis der beiden von der alten Maria Thereza entdeckt, die das Mädchen aufgezogen hatte und wie eine Mutter liebte — und die auch ihm, dem Waisenbuben, fast eine zweite Mutter war. . .

Die arme Frau hatte Todesängste ausgestanden, als sie hinter die Sünde der beiden kam. Und schließlich führten sie nun auch sie hinter das Licht — indem sie in gegenseitigem geheimen Einverständnis sie davon überzeugt hatten, daß die Liebschaft zu Ende sei. . .

Noch gestern hatte sie ihn gefragt: «O Manoel, bei der Seele deiner toten Mutter? . . . »

«Beruhigt Euch, gute Maria, das ist alles vorbei», hatte er ihr geantwortet.

Aber das war ganz und gar nicht vorbei und würde allem Anschein nach auch nicht vorübergehen. Den letzten Rat des armen José Candana: «Geh den Versuchungen aus dem Weg, Manoel», erkannte er wohl als kluge Warnung an, aber ändern konnte er sein Verhalten deshalb nicht.

Mochte alles gehn, wie Gott wollte. Da war nichts dagegen zu machen.

Schließlich lief Maria Rosa, die ihn so über alles Maß und gegen jede Vernunft liebte, noch größere Gefahr. Und noch vorgestern Nacht — gerade in der Nacht, in der José Candana ermordet worden war, und vielleicht zur gleichen Stunde, in der der arme Alte in seiner Hütte den Mörder mit aufgehobenen Händen um sein Leben anflehte — hatte sie ihm mit Anspielung auf ihren Vater wieder gesagt:

«Mach dir seinetwegen keine Gedanken. Wenn er mich umbringt, so sterbe ich gern für dich.»

* * *

Einige Stunden früher, am Morgen desselben Tages, war João Ferrador dem Vater des Mädchens begegnet, und die beiden hatten sich am Wegrand, unter einem Feigenbaum, zusammengestellt und unterhalten.

João Ferrador war von dem Bauern beauftragt worden, auszukundschaften, wer hinter seiner Tochter her war; denn der Bauer war überzeugt, eines Nachts, als er im Morgengrauen von einem Wochenmarkt nach Haus gekommen war, gesehen zu haben, wie jemand aus dem Fenster des Mädchens stieg und über den Hof lief. . .

Seitdem konnte José Thomaz nicht mehr ruhig schlafen, und manche Nacht schlich er selbst stundenlang um den Hof herum, den Finger am gespannten Hahn der Flinte und lauerte, ob er nicht eine Gestalt auftauchen sähe. Aber nachdem er viel außerhalb zu tun hatte, heute auf einem Markt und morgen auf einem andern, hetzte er den Schmied auf

die Spur des heimlichen Liebhabers — wobei er, sollte der Schmied etwas davon verlauten lassen, drohte, mit ihm genau so zu verfahren wie mit dem, dem er auflauern sollte.

«Hast du gehört», sagte er ihm, «du hast nur herauszubringen wer's ist; das Umbringen, das übernehme ich dann schon selber.»

«Verliert nur die Ruhe nicht», hatte ihm João erwidert, «und schreckt mir das Wild nicht auf durch irgendeinen Narrenstreich im Haus. Das übrige besorge ich schon. Nachdem man das Unglück nicht mehr ungeschehen machen kann, wollen wir wenigstens den Täter schnappen.»

«Gut. Abgemacht», sagte der Bauer zum Schluß.

Und als sich die beiden nun von ferne sahen, kam João Ferrador auf seinen Gevatter zu, grinsend übers ganze Gesicht, so wie einer, der gute Nachricht bringt und platzte auch gleich mit seiner Neuigkeit heraus:

«Ich hab's schon, wer der ‚Täuberich‘ ist, Herr Gevatter. Der Manoel ist's.»

«Der Manoel, was für ein Manoel?» frug der Bauer.

«Na, der Eurige, der vom Haus: der Sohn von der Maria Maçores.»

«Der Manoel Maçores?» erwiderte der Bauer, den diese Nachricht so überraschte, daß er sie gar nicht gleich glauben wollte.

«Jawohl, der. Ich sah, wie er nach dem Nachtessen hineinging.»

«Durch den Hof?»

«Wie denn sonst? Und als er wieder rauskam, war's fast schon Tag.»

«Der Lump, der miserable!» fluchte der Bauer wutentbrannt. «Und das heute?»

«Nein, gestern früh im Morgenraun. In der Mordnacht vom José Candana. Und jetzt könnt Ihr ihm das Fell gerben, wenn Ihr wollt.»

Und ob er wollte!

Aber nachdem der erste blinde Wutanfall vorüber und er für einen Augenblick zu sich selber gekommen war, sagte er zum Schmied: «Ich hab eine Idee, Gevatter!»

Die beiden wechselten einen vielsagenden Blick und João Ferrador wartete, was kommen würde. . .

«Was meinst du dazu, wenn wir ihm den Tod des José Candana in die Schuhe schieben würden?» schlug der Bauer vor. «Dann kann sich das Gericht mit ihm auseinandersetzen.»

«Aber wo nehmen wir Zeugen her, Gevatter? wendete João Ferrador dagegen ein.

«Ach, wozu denn Zeugen, niemand bringt doch einen Menschen, den er ausrauben will, vor allen Leuten um.»

João Ferrador suchte nach einem anderen Einwand.

«Mann Gottes», fiel ihm der andere ins Wort, «hat er denn in jener Nacht auf dem Heuboden geschlafen?»

«Nein, das konnte er ja nicht.»

«Na also, da haben wir's ja! Das müssen doch auch die andern Bur-

schen, die dort schlafen, wissen. Und wenn er nicht auf dem Heuboden geschlafen hat, wo hat er dann geschlafen?»

«Ah so!», sagte Joao Ferrador voller Bewunderung.

«Und du, kannst du nicht auch beschwören, daß du ihn am frühen Morgen unterwegs gesehen hast?»

«Das ist nicht einmal falsch geschworen», gab der andere zu.

«Also, was willst du noch mehr?»

«Ich hätte gern», meinte Joao Ferrador und zögerte immer noch etwas. — «Überdies ist der Bursche bei der Leichenschau vom Candana von Anfang bis Ende dabeigewesen... Ja, er hat sogar Nasenbluten bekommen — das kann man auch als Zeichen ansehen —, «setzte er umständlich auseinander. «Alle haben's gesehen. Das Blut troff ihm nur so aus der Nase, wie der Regen aus der Dachtraufe.»

«Ach, das laß nur», sagte der Bauer abfällig zu der umständlichen Schilderung. «Von dem abergläubischen Zeug will ich gar nichts wissen.» Und eilig fügte er hinzu: «Die Sache ist abgemacht. Jetzt sieh zu, daß du die Neuigkeit, daß der Bursche der Mörder des Candana ist, unter die Leute bringst.»

Der Schmied machte sich gleich auf den Weg, kehrte jedoch noch einmal um und sagte: «Wenn sie mich aber nach Beweisen fragen?»

«Dann sagst du, daß man's dir erzählt hat», entschied der Bauer.

«Wer?» erwiderte der andere.

José Thomaz wurde langsam wütend. «Das erinnerst du dich nicht. Du hast's eben gehört. Von mehr als hundert Leuten hast du's schon gehört. Zum Teufel, nimm jetzt endlich den Weg unter die Füße und mach voran!»

Und nachdem sich der andere nun eiligst in Marsch setzte, rief er noch: «Hörst du, João, streu deine Neuigkeit vor allem unter den Weibern aus, und du wirst schon sehen, wie sie darauf anbeißen. Unter den Weibern, verstehst du, und geh nun zu und mach schnell. Gegen Abend laß dich hier sehen», rief er noch nach. «Du wirst hier vielleicht nötig sein.»

Der andere nickte ihm noch zu, daß er kommen würde.

Auf einem schmalen Weg, der sich zwischen brombeergesträuch-überwucherten Mauern dahinzog, traf er kurz darauf eine Frau, die sich mit einem Bündel Holz abschleppte.

«O Maria Perpetua! Hab ich dir nicht immer gesagt, daß du ein schönes Früchtchen von Patenkind hast...!»

«Patenkind? Was für ein Patenkind, João?» frug die Alte.

«Den Manoel, den Sohn von deiner Gevatterin!»

«Von der Maçores?»

«Ja, der.»

«Und was soll mit dem Burschen sein?» fragte die Frau, immer noch ganz verwundert, und blieb stehen, um die Antwort zu hören.

«Was mit ihm sein soll...? Na, tu nur nicht wie ein neugeborenes Kind. Ich soll wohl glauben, du wüßtest's noch nicht» — und ohne einzuhalten schoß er seinen Pfeil ab —, «daß er's war, der den José Candana umgebracht hat. Er ist der Mörder vom Candana. Das hast du natürlich noch nicht gewußt...»

Die Frau setzte ihr Holzbündel ab und fiel weinend darauf nieder.

«Aber wie hat man das denn erfahren, João? Was für ein Unglück! Jesus! O Jesus!»

«Man hat's eben erfahren! Alles kommt raus!» rief der Schmied schon im Weitergehen zurück. «Er hat in der Nacht nicht mit den anderen auf dem Heuboden geschlafen!»

Ein Hirte, der die Unterhaltung von einem nahen Hügel aus mit angehört hatte, machte sich gleich auf, die Neuigkeit weiterzusagen; und durch das Geschrei der Alten, die sich aufführte als ob sie umgebracht werden sollte, verbreitete sich die schauerliche Kunde im Handumdrehen in der ganzen Umgegend, das Flußufer entlang, an dem die Leute gerade Getreide einbrachten. Als sie bis zur Mühle vordrang, wußte man dort bereits davon.

«Wir wissen's schon, wir wissen's schon», sagte der Müller zu dem Überbringer der Neuigkeit. «Sie sagen, daß sie sogar gesehen haben, wie er zur Hütte herauskam und daß er da drüben am Wiesenrand entlang ging und daß noch die Sterne am Himmel standen!»

«Ich habe ihn selbst gesehen!» bestätigte ein Bursche, der gerade dazukam.

«Was heißt gesehen, was hast du denn gesehen?» verwunderten sich die von der Mühle. «Weißt du denn, wovon überhaupt die Rede ist?»

«Vom Maçores. Alle wissen das ja schon. Mit meinen eignen Augen hab ich ihn gesehen.»

«Oh», verwunderten sich alle. — «Und kennst du ihn denn?»

«Wie meine eigenen Hände. Und gerade hat mir auch noch der José Felicio, der auf dem gleichen Heuboden schläft, erzählt, daß der Maçores in jener Nacht nicht dort war.»

«Teufel nochmal!» rief der Müller aus. «Dann ist der Bursche überführt.»

«Überführt, und zwar gründlich überführt!» fügte die Anna Pratas hinzu, die gerade gelaufen gekommen war. «Aber mich, seht Ihr, mich hat er nicht hinters Licht geführt!» Noch ganz außer Atem setzte sie sich nieder, «zum Zerplatzen» aufgeregt.

«Wieso, warum?» fragten alle, die um sie herumstanden.

«Wie ich gestern sah, wie ihm das Blut aus der Nase troff, da sagte ich mir gleich: Vorsicht, aufgepaßt! Der hat den Candana umgebracht! Hab ich's dir nicht auch darnach gesagt, Regina?»

«Allmächtiger Gott, Frau! Das wollt Ihr mir gesagt haben?»

Da fing die Pratas gleich zu schreien an: «O du schmutzige Person!

Du schamloses Frauenzimmer! Das leugne mir ins Gesicht, wenn du kannst...» und sie stürzte mit geballter Faust auf die andere los und versetzte ihr ein paar Ohrfeigen, die diese mit Zins zurückgab.

... Während sich dies ereignete, wurde Manoel Maçores da unten auf seiner Weide von einer Frau gesucht.

«Du bist verloren, hörst du! Du bist verloren!» schrie die Frau. Es war Maria Thereza.

«Aber was gibt's denn? Warum verloren? Was ist denn passiert?» fragte Maçores und lief ihr entgegen.

«Flieh! Verschwinde! Es ist ein großes Unglück geschehen. Mein Fräulein schickt mich und läßt dir sagen, daß du fliehen sollst!»

«Aber wieso denn, warum denn?»

«Der Vater schiebt dir die Schuld am Tod des José Candana zu. Er sagt, du hättest den Hirten umgebracht.»

«Was? Wie, um Himmelswillen?»

«Sie läßt dir sagen, daß du fliehen, daß du verschwinden sollst. Daß dich der Vater ins Unglück stürzen wird. Er hat sich über eine Stunde mit ihr in der Dachkammer eingeschlossen. Dann rief er mich und übergab sie mir. Sie lag am Boden, ich glaubte, sie sei tot.»

«War sie tot? Ist sie wirklich gestorben?»

«Nein. Aber es wäre besser gewesen, sie wäre gestorben; denn als sie wieder zu sich kam, war sie wie wahnsinnig. Sie wird sicher sterben oder verrückt werden. Der Vater bringt sie um. Er ist imstand, sie umzubringen.»

Und indem sie vor dem Burschen auf die Knie fiel, flehte sie ihn mit aufgehobenen Händen an: «Verrate mich nicht, Manoel! Bei der Seele deiner toten Mutter, verrat mich nicht! Manoel! Manoel!» — schrie sie und rang die gefalteten Hände. «— Bei den Seelen deiner Verstorbenen, verrat mich nicht!»

«Aber was nur, um Gottes willen? Was soll ich denn jetzt tun?» schrie der Bursche ganz verzweifelt.

«Flieh! Sie will, daß du fliehst! Daß du über den Fluß gehst und verschwindest. Flieh! Verbirg dich! Verschwinde!»

«Was hab ich denn aber getan, daß ich fliehen soll, Maria? Was hab ich denn verbrochen?» schrie der Bursche. «Maria, alte Maria, wißt Ihr nicht, wo ich in jener Nacht war?»

«Ich weiß es, ich weiß es, schweig still! Aber du bist gesehen worden. Sie haben dir aufgelauert. Der Bauer hat dich schon in einer andern Nacht einmal gesehen, aber nicht erkannt, und hat dann einen zum Lauern aufgestellt.»

«Und jetzt? Was ist jetzt?» frug Manoel ganz verzweifelt.

«Flieh! Verschwinde! Er schiebt dir die Schuld am Tod des Candana zu, um sich an dir zu rächen.»

«Und sie? Was wird aus ihr werden?»

«Sie wird verrückt werden. Sie redet jetzt schon irre. Er hat sie bei Wasser und Brot in der Dachkammer eingeschlossen, und da wird sie auch nicht mehr herauskommen. — Ich muß zum Wäscheholen zum Fluß hinunter: da bin ich nun schnell hier vorbeigelaufen. Flieh! Verbirg dich! Verschwinde!»

Und Maria Thereza ging davon.

Im Bruchteil einer Sekunde und ohne Umschweife ermaß Maçores die ganze Tiefe des Abgrunds, der sich da vor ihm auftat. Aber zwischen der Wahl, ihren guten Ruf der üblen Nachrede der andern auszuliefern, wovor sie der Vater beschützen wollte, oder den eignen Ruf zu opfern, indem er sogar Ehrlosigkeit und Verwünschungen auf sich nahm, gab es für ihn weder Zögern noch Zittern. — So mußte eben er den Candana getötet haben. Schluß! Den Candana getötet und ausgeraubt! Er mußte es gewesen sein!

«Schau einer an, wie das Leben ist!» faßte Maçores alle Überlegungen kurz zusammen und fing schon an zu laufen. — «Wie sich so etwas plötzlich ergibt...!»

Als der Bursche ein wenig später in heller Flucht durch den Fluß watete, sahen ihn die von der Mühle noch:

«Da geht er! Schaut! Den jagt der Teufel! Da läuft er! Der ist's!»

Und ein paar, die auf einem Felsblock standen, schrien, wobei sie mit den Hüten auf ihn wiesen und mit Steinen nach ihm warfen: «He, Manoel! Elender Hund! Lauf nicht davon. Du feiger Hund!»

Wohlberechnet aber lauerte zur selben Zeit João Ferrador mit den Gendarmen und dem Ortsvorsteher, im Gebüsch versteckt, auf der anderen Seite des Flusses. Auf einem kleinen Pfad versperrten sie ihm plötzlich den Weg, und setzten ihm die Flintenläufe auf die Brust:

«Hände hoch, du da! Du bist gefangen!»

«Ich wußte schon, daß es so kommen würde», war Manoel Maçores Antwort. «Legt mir die Handfesseln an und führt mich ab.»

Dem Mädchen, das zu dieser Zeit schon unheilbarem Wahnsinn verfallen war, blieb die Kenntnis dieses Ereignisses erspart. Einen Monat später, genau auf den Tag, erlöste der Tod die Unglückliche, und auch die alte Maria Thereza folgte ihr, von Kummer verzehrt, bald nach.

Ohne Verteidigungsmöglichkeit, ja unter Zurückweisung von allem, was zu seiner Entlastung hätte dienen können, ließ sich Maçores darnach verurteilen: — und als er sich schließlich in seiner kleinen Zelle fand und eine Zahl, die nun seinen Namen und sein einziges Kennzeichen bedeutete, ihm die ganze Tragödie im Herzen wachrief, da fragte er und hatte Mühe, die Tränen zurückzudrängen: «Wie heißt sie denn, lest sie mir doch.»

Sie verschlossen die Türe und sagten ihm dabei: «455.»

Aus dem Portugiesischen von Thekla Lepsius. José Francisco de Trindade Coelho (1861–1908), portugiesischer Oberstaatsanwalt, Publizist und Erzähler, Volkspädagoge.